ir Kinder spielten Tischfussball»

ng verloren, hat auch mit der Änderung des Saisonnierstatuts zu tun. Der Sohn spanischer Einwanderer und ein Pächterpaar erzählen.



ur Spanier.

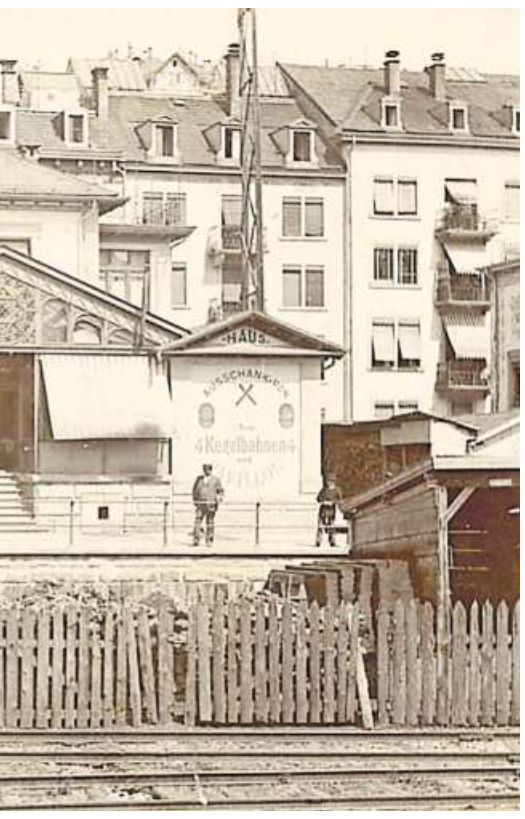
Bilder: Michel Canonica (Rorschach, 12. März 2022)



Niemand wollte das «El Cid» übernehmen. Pächter Ramón Osorio und seine Frau Chus Manzanares taten es.



Stehen am Wochenende in der Küche des «Cid»: Kranführer Antonio (rechts) und sein Neffe Nelson, gebürtige Portugiesen.



en von 1981 bis 2021. Bild: Stadtarchiv St. Gallen

Wie steht es also um andere Klubhäuser in der Region?

Das «El Cid» wurde im letzten Moment gerettet

Beinahe wäre das Restaurant El Cid an der Eisenbahnstrasse in Rorschach auch verschwunden. Seit 1973 existiert der Klub, seit über 40 Jahren an diesem Standort. An diesem Samstagabend im März werden gerade die Tische gedeckt. Papiersets in Rot, Servietten in Gelb. Ramón Osorio steht hinter der Bar, dreht am Schalter des Radios. Der Sender Cadena Dial schickt «besos» – Küsse aus Spanien. An der Wand hängen die Fussballschals von Real Madrid, Sevilla, Celta Vigo und des FC Barcelona. Sieben Jahre lang hat Osorio im «Hogar Español» als Koch gearbeitet. 2018, als das Klubhaus saniert wurde, erfuhr er zufällig, dass das «Cid» geschlossen werden sollte. Aus demselben Grund wie wenig später der «Hogar». «Niemand wollte es übernehmen. Ich dachte, das kann nicht sein», sagt Osorio. Sein Schwiegervater sei im Mai 1961 «als erster Spanier» in Rorschach angekommen. Er selber kam 1990 als 20-jähriger Bauarbeiter aus Asturien nach. Die Spanierklubs waren auch für ihn immer ein Stück Heimat gewesen. Osorio rief seine Frau an, vier Tage später war er der neue Pächter. Die drei Kellnerinnen und die drei Köche, die von Freitagabend bis Sonntag hier stehen, arbeiten auch unter der Woche zusammen, in derselben Ostschweizer Baufirma.

Statt Spanier helfen nun häufig Portugiesen mit. So etwa Kranführer Antonio, der seit 31 Jahren in der Schweiz wohnt, und sein Neffe Nelson. 50 bis 100 Teller richten sie pro Abend her. Pulpo, Seezunge, Paella, zehn Kilo Gambas, aber auch den Schweizer Klassiker Schnitzel-Pommes-frites. «15 000 Schritte zählt meine Fitnessuhr jeweils», sagt Nelson und lacht. Warum tun sie sich das nach einer fünftägigen Arbeitswoche an? «Hier haben wir gute Gesellschaft und einen kleinen Verdienst», sagt Antonio, während er Crevetten schält. Osorio, der seit der Übernahme genau an einem Tag frei hat im Jahr, nämlich am Ostermontag, scheint die Frage nicht zu verstehen. Der 52-Jährige lacht, zuckt mit den Schultern. Ja, manchmal verlasse er das Lokal morgens um zwei Uhr und kehre am Sonntag um zehn Uhr zurück. Dass er einen Ort am Leben erhalten kann, der noch immer viele Kulturen vereint, scheint ihn zwar mit Stolz zu erfüllen. Vor allem aber gehört es für ihn zum Leben einfach dazu: Dass man nach Feierabend in einer Bar zusammenkommt, statt über die Arbeit übers Leben plaudert und dazu ein Häppchen isst. «Ich sagte, er sei verrückt, als er das Lokal übernahm. Aber es passt zu ihm. Er braucht das», sagt seine Frau, Chus Manzanares, die sich mit Hündchen Lala dazugesellt. Manzanares, die ihre Kindheit bis zur ersten Klasse in der Schweiz und dann in einem spanischen Internat verbracht hat, macht fürs «Cid» die Büroarbeit.

Das Integrationsverständnis hat sich verändert, die Gesellschaft, die Arbeitskräfte, die einwandern. Das hat man auch im «Cid» gespürt. Mittlerweile werden die 136 Stühle des Restaurants von Leuten aus allen Schichten, Einheimischen und neuen Einwanderern besetzt.

Ein Stück von der Heimat, die es so nicht mehr gibt

«Jene, die in den 1960er-Jahren in die Schweiz kamen, sagten alle, sie würden nach ein paar Jahren nach Spanien zurückkehren. Am Ende sind fast alle geblieben, aber gedanklich nie richtig angekommen», sagt Manzanares. Vielleicht sind es jene, die sich noch immer an der Bar treffen, die unter sich bleiben und nur auf ein kurzes Gläschen vorbeikommen, weil ihre Frauen oder ihre Mütter zu Hause in Ruhe kochen. Oder die, wie Javier aus Galizien und Juan aus Cádiz, noch ziemlich neu sind in der Schweiz. «Es ist schwierig, Kontakte zu knüpfen.» In Spanien wären sie sich nie begegnet, jetzt prosten sie sich zu. Vielleicht finden sie in den Klubs auch ein Stück der Heimat, die es so gar nicht mehr gibt. An der Wand hängt das Bild eines Stiers, zum Angriff bereit. Zumindest die Stierkämpfe sind in einigen Regionen Spaniens mittlerweile verboten.

«Die Väter kamen zum Apéro, w

In den 1970er-Jahren schossen Migrantenklubs wie Pilze aus dem Boden. Nun finden sie kaum mehr Nachwuchs. Dass die Treffpunkte an Bedeutu

Janina Gehrig

Zwischen den dunklen Häuserreihen hinter dem St. Galler Bahnhof gab es lange Zeit nur ein Leuchtschild, das auf eine Beiz verwies. Kaum hatte man die Tür zum «Hogar Español» aufgestossen, stieg einem der Duft nach Knoblauch in die Nase, nach Olivenöl, flambiertem Carajillo und süssem Likör. Hüllte einen die Hitze ein, der Lärm nach Besteck, das an die Teller klimpert, Gläser, die gehoben werden, die Kellnerinnen, die sich zurufen oder mit den Gästen witzeln. Gelächter, Stühlerücken. Teller voller Tintenfischringe, Tortilla und Paella, die zwischen den Tischen hindurchmanövriert werden und auf Papiersets landen. An der einen Wand die Kopie von Picassos «Guernica», an der anderen eine Frau in Bikini. Fische, Sonne, Rotwein, daneben die Schweizer Kantonsflaggen. Und an jedem dieser Abende ging einmal das Licht aus, die Musik setzte ein und ein Stück Torte mit Wunderkerze drauf fand den Weg zu einem Geburtstagskind. Längst war der Spanierklub zum Treffpunkt vieler St. Gallerinnen und St. Galler geworden. Längst trafen sich nicht mehr nur Mitglieder und Bekannte des Spaniervereins dort, die das Klubhaus von 1981 bis 2021 betrieben hatten.

Früher war das anders. Roli Trabadelo erinnert sich daran, wie er als Kind mit seinem Vater sonntags zum «Hogar» ging, als es dort noch eine Kegelbahn gab. Trabadelos Eltern waren in den 1970er-Jahren aus Nordspanien in die Schweiz eingewandert. Damals gab es in der Region unzählige weitere «Spaniertreffs», wie er sie nennt: in Flawil, Herisau, Rorschach, teils nach spanischen Regionen eingeteilt. Man blieb unter sich. Da trafen sich die Andalusier, dort die Galizier. Näherinnen, Fabrik- und Bauarbeiter, die aus denselben Dörfern stammten und die in den Klubs ein Stück Heimat wiederfanden. «Die Väter kamen zum Apéro und zum Kegeln, wir Kinder spielten Tischfussball, während unsere Mütter zu Hause in Ruhe kochten.» Für viele hätten die Klubs auch die einzige Möglichkeit geboten, die Fussballspiele der spanischen Liga zu sehen, Karten und spanische Lotterie zu spielen. «Es gab jeweils einen Typen, der die Sportwettscheine einsammelte und die Gewinne wieder verteilte», sagt Trabadelo. Mit den Kindern anderer Einwandererfamilien, die er damals kennen lernte, hält er bis heute Kontakt. Aus den Kulturvereinen sind teils Folklorevereine und Tanzgruppen hervorgegangen.

«Von Work-Life-Balance war keine Rede»

«Es gab diesen ideologischen Ansporn, die Kultur weiterzuleben», sagt der 48-Jährige. In den 40 Jahren war das Klubhaus nie kommerziell geführt worden. Ziel war es, die Kosten zu decken und den Verein finanziell weiterzubringen. Die Vereinsmitglieder, die Spanier der ersten Generation, standen nach einer harten Arbeitswoche am Feierabend noch in die Küche oder hinter die Bar, servierten bis spätnachts und sonntagmittags Menus für Dutzende Gäste. «Von Work-Life-Balance hat niemand gesprochen. Die Generation meiner Eltern hatte das Ziel, Geld zu verdienen, sich etwas aufzubauen. Wir hatten das schon nicht mehr nötig. Wir konnten eine gute Ausbildung machen», sagt Trabadelo. Damit ist auch die Motivation gesunken, sich im Verein zu engagieren. Im September letzten Jahres musste der Spanierverein das Lokal hinter dem Hauptbahnhof aufgeben. In den eigenen Reihen fand sich niemand mehr, der das Restaurant weiter betreiben wollte. Ähnlich erging es vielen anderen Kulturvereinen, die heute nicht mehr existieren. «Mir tut das leid. Damit ging ein Stück meiner Kindheitskultur verloren», sagt Trabadelo, der mittlerweile in Zürich lebt und arbeitet.

Statt Deutsch lernten sie Italienisch auf dem Bau

Für Sandra King-Savic, Dozentin für Migrationsgeschichte an der Universität St. Gallen, zeigt der Wandel in der Klubhausszene gut auf, wie sich eine einst abgegrenzte Veranstaltung geöffnet habe und wie die Kulturen zusammengewachsen sind.

Die Klubs als Treffpunkt für Migranten seien ab den 1970er-Jahren wichtig und weitverbreitet gewesen – nicht nur für die spanische, italienische und portugiesische, sondern später auch für die ex-jugoslawische Arbeitergemeinschaft, sagt King-Savic. Die Klubs seien vor allem vor dem Hintergrund des Saisonnierstatuts einzuordnen. «Die Arbeitskräfte durften jeweils neun Monate in der Schweiz bleiben und mussten dann für drei Monate in ihr Ursprungsland zurückkehren – ohne Garantie, dass sie wieder einen Vertrag erhielten.» Dieses Rotationsprinzip sei aus menschenrechtlicher Perspektive höchst problematisch gewesen, selbst wenn die Migranten auf Eigeninitiative eingewandert seien, sagt King-Savic. Die Integration sei weder eingefordert noch gefördert worden. «Von diesen Leuten erwartete man nicht, dass sie in der Schweiz bleiben», sagt King-Savic.

Die Klubs galten als Ort, um sich auszutauschen und voneinander zu lernen, welche Rechte und Pflichten man als Arbeitskraft in der Schweiz habe. So seien viele aus der Arbeitsmigrantenschicht auch in Gewerkschaften tätig gewesen. Statt Deutsch hätten sie Italienisch gelernt auf dem Bau. «Das zeigt, wie die Gesellschaft damals aufgebaut war, wer welche Jobs gemacht hat und welche Möglichkeiten jemand hatte, in eine soziale Schicht reinzukommen.»

Integrationsverständnis hat sich gewandelt

Heute ist die rechtliche und gesellschaftliche Lage mit damals nicht vergleichbar. So habe sich das Integrationsverständnis mit der Abschaffung des Saisonnierstatuts in den frühen 2000er-Jahren verändert. Statt Assimilation – totale Anpassung – zu fordern, frage man heute eher danach, ob jemand in einer Gesellschaft funktioniere, die Ordnung und Werte respektiere, die Steuern bezahle, sich im Alltag zurechtfinde und arbeite. «Das haben die Gastarbeiter zur Genüge getan, auch wenn viele nur spanisches TV schauten und die deutsche Sprache nicht geschliffen sprachen», sagt King-Savic.

Dass die Bedeutung der Klubs abgenommen hat, habe auch damit zu tun, dass die Gesellschaft pluralistischer geworden sei. «Die Italiener, Spanier und Portugiesen sehen sich heute als Europäer und müssen sich nicht mehr zwischen verschiedenen Nationalitäten entscheiden.» Zudem gebe es die Arbeitermigration in die Schweiz nicht mehr. Heute kommen vorwiegend hoch qualifizierte Arbeitskräfte in die Schweiz, die wissen, was ihre Rechte und Pflichten sind.



50 bis 100 Menus werden im spanischen Klubhaus «El Cid» in Rorschach pro Abend serviert. An den Tischen sitzen längst nicht mehr nu

«Es gab diesen ideologischen Ansporn, die Kultur weiterzuleben.»



Roli Trabadelo

Sohn spanischer Einwanderer

«Viele Migranten waren auch in Gewerkschaften tätig.»



Sandra King-Savic
Dozentin für Migrationsgeschichte an der Universität St. Gallen



Der Spanierverein betrieb das Klubhaus in St. Gall